

Verwirrung um Veronika [Fortsetzung]

Autor(en): **Brockhoff, Stefan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **14 (1938)**

Heft 38

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754261>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VERWIRRUNG UM

Veronika

EIN HEITERER ROMAN VON STEFAN BROCKHOFF

5. Fortsetzung

Copyright 1938 by «Zürcher Illustrierte»

Man muß sich seinen Triumph auch mal was kosten lassen, sagte sich Frau Klopp, gleichsam um den überflüssigen Käsekuchen vor sich selbst zu rechtfertigen. Vorsichtig leerte sie die Zuckertüte, die sie aus dem Keller geholt hatte, in die Zuckerschublade.

«Man muß es sich was kosten lassen», sagte sie noch einmal, jetzt ganz laut und warf die Schublade mit einem energischen Stoß in das Regal. «Umsonst ist der Tod!»

Als Flimmerjakob und Mulme das Häuschen betreten, wurden sie von Max schon ungeduldig erwartet. Mulme stellte vorsichtig den kleinen Lederkoffer mit den Werkzeugen auf den Schrank. Flimmerjakob nahm die Mütze ab und wischte sich mit einem großen roten Taschentuch über die Stirn. «Man kommt aus der Aufregung nicht raus», meinte er bekümmert.

«Was gab's?» wollte Max wissen.
«Ich glaube ja, ich habe mich getäuscht, ich sehe manchmal Gespenster. Mulme und ich sitzen unten in Martinstal in einer Wirtschaft und ich gehe mal über die Straße, um mir ein paar Zigaretten zu kaufen. Da sehe ich, wie ein Chauffeur, der in einem Taxi vorbeifährt, mich groß ansieht. Ich denke noch, was guckt der bloß, da höre ich auch schon die Bremsen quietschen und sehe, wie der Wagen hält. Ich stürze sofort in den nächsten Hausgang, zum Glück ist die Kellertür offen, ich springe rein und schließe die Tür von innen ab. Da hab ich dann eine halbe Stunde gesessen — als ich wieder raus kam, war nichts mehr zu sehen. Ich sage ja, mit mir läßt es nach, wahrscheinlich hat der Chauffeur auch nur angehalten, um Zigaretten zu kaufen. Ganz harmlose Sache vermutlich.» — «Du hast Hazzinullonen», erklärte Mulme gewichtig.

Jakob sah ihn böse an. «Ich lasse mir von dir keine Frechheiten sagen. Ich sehe Gespenster, weiter nichts! Verstanden? Aber ich habe schon recht gehabt, wenn ich sagte, man sollte immer die Branche wechseln. Zweimal hintereinander Pelz, das bringt Unglück.»
«Habt ihr denn heute nacht wenigstens gearbeitet?» fragte Max. «Das dauert ja viel zu lang. Das Mädchen wird mir zu ungeduldig, und ich habe immer Furcht, sie wird hier entdeckt. Ich verstehe nicht, warum ihr nicht gleich in der ersten Nacht angefangen habt. Die Wohnung war doch leer.»

«Ich weiß schon, was ich tue. Glaub doch nicht, daß das Küken klüger ist als die Henne. Wir mußten erst mal paar Tage vergehen lassen, damit wir sahen, ob die Polizei nicht nach dem Mädchen sucht. Was hätte es gegeben, wenn die Polizei ihre Wohnung aufgebrochen und den angeschnittenen Fußboden gesehen hätte, he? — Du mußt noch viel lernen, junger Mann.»

Auch Mulme nickte zustimmend und sah nicht ohne Stolz auf den erfahrenen Jakob. «Ja, das ist alles reiflich überlegt worden», meinte er.

Max sah stumm zum Fenster hinaus. Draußen kam Veronika den Weg vom Ort herauf. Neben ihr ging ein junger Mann, der ihr die Einkaufstasche trug, aus der ein üppiger, grüner Salatkopf hervorquoll. Wenn sie jetzt noch anfängt, zu poussieren, dachte er, da wird rasch der ganze Ort wissen, was mit ihr los ist. «Ich hab so Ahnungen», sagte er düster.

Flimmerjakob lachte breit und behäbig. «Ach, die Polizei! — Ne, ne, bei mir nicht. — Die sollen sich bloß nicht einbilden, daß sie uns schnappen.»

«Die sollen sich bloß nicht einbilden, daß wir sie nicht schnappen.» Der dicke Wachtmeister Schmitz warf mit einem ärgerlichen Ruck den Hörer auf die Gabel.

«Wer?» fragte Kriminalkommissar Lübbert, der gerade eingetreten war.

«Die Pelzdiebe, Herr Kommissar! Die Burschen, die neulich den Einbruch in dem Pelzgeschäft Brenner und Heß verübt haben. Unten ist nämlich jemand, der eine Aussage zu diesem Fall machen will. Ich habe ihn heraufkommen lassen, ich denke, es ist Ihnen recht, Herr Kommissar?»

«Ja, ja, es ist schon gut», meinte Lübbert. «Ich mache die Vernehmung, sorgen Sie für das Protokoll. Da ist er schon — herein!»

Der Mann, der eintrat, war der Taxichauffeur Aloys Behl, der in knappen, kurzen Sätzen, denen man es anmerkte, daß sie vorher überlegt waren, seine Aussagen machte.

Aloys Behl war vor kurzem schon einmal hier gewesen, kurz nachdem der große Pelzdiebstahl bekannt wurde. Er hatte in der Nacht, in der bei Brenner und Heß eingebrochen wurde, morgens gegen 4 Uhr an dem Parkplatz vor dem Ratskeller mit seinem Wagen gewartet, da waren zwei Männer, beladen mit einigen großen Paketen, eilig auf ihn zugekommen und hatten sich von ihm zum Bahnhof fahren lassen. Er hatte sich nichts weiter dabei gedacht, und erst als er sah, daß sie ihm beim Bezahlen ein unverhältnismäßig hohes Trinkgeld gaben, war ihm die Sache komisch vorgekommen. Als er dann am Nachmittag in der Zeitung von dem Pelzdiebstahl las, war ihm plötzlich das Licht aufgegangen, das ihm, Aloys Behl, schon so oft zu spät aufgegangen war. Aber er war wenigstens noch zur Polizei gegangen und hatte die Sache berichtet.

Jetzt stand er also wieder da. Lübbert holte das Protokoll von damals hervor und schlug die ersten Aussagen des Aloys Behl auf. «Was wollen Sie uns jetzt noch erzählen?» fragte er freundlich.

«Also, ich habe heute früh eine Fuhrer nach Martinstal gehabt, Herr Kommissar, gegen 11 Uhr schätze ich. Das ist nichts Besonderes, werden Sie sagen. Gut. Aber dann fahre ich zurück und bin gerade an der Stelle, wissen Sie, wo die Neue Schule ist, da sehe ich plötzlich jemand, der mir bekannt vorkommt. Aloys, frage ich mich, wo hast du den schon gesehen? Ich ziehe auf alle Fälle die Bremse, und während ich auskuppel, fällt mir's ein: das ist einer von den beiden, die du damals früh an den Bahnhof gefahren hast. Ich springe vom Wagen und suche den Mann — weg ist er! Ich bin in zwei Häusern bis in den 4. Stock gestiegen und hab gesucht — weg war er, weg blieb er, Herr Kommissar. Sie müssen bedenken, ich bin kein Detektiv, ich bin ein einfacher Chauffeur, und es kann mir schließlich niemand einen Vorwurf daraus machen, wenn ich...»

«Niemand macht Ihnen einen Vorwurf!», unterbrach Lübbert. «Im Gegenteil: wir sind Ihnen sehr dankbar. Vielleicht können Sie uns nur noch den Mann etwas beschreiben, Herr Behl.»

Das war freilich auch nicht die Stärke des Behl Aloys. Manchmal meinte er, der Mann sei groß und ungewöhnlich kräftig, schon fast dick gewesen, dann wieder fand er, der Betreffende sei wohl eher knapper Durchschnitt, schon fast schmächtig zu nennen. «Ich habe kein Genie für solche Sachen», meinte er schließlich selbst ganz verzweifelt. «Das ist mir zu diffizil. Ich sag ja, ich bin ein einfacher Taxichauffeur, ich hab halt nicht Detektiv studiert.» Der Mann war ganz unglücklich.

Lübbert tröstete. «Das macht nichts», beruhigte er ihn. «Die Hauptsache ist, daß wir jetzt schon mal eine Spur haben, die nach Martinstal weist. Da werden wir uns jetzt schon drum kümmern.»

Der Aloys Behl konnte sich immer noch nicht vergehen, daß er den Mann nicht genauer angeschaut hatte. Immer wieder brach er in laute Selbstanklagen aus. Sollte man das für möglich halten? Zweimal sieht man einen Menschen, und wenn's drauf ankommt, kann man ihn nicht beschreiben.

Er erschöpfte sich noch in Entschuldigungen, als er hinausging. Von draußen steckte er seinen Kopf noch einmal durch die Tür und rief mit bekümmertem Miene: «Ich hab halt für sowas kein Genie, Herr Kommissar. — Und entschuldigen Sie die Störung. Nichts für ungut!»

Zusammen mit Klaus Schmidlin hatte Heiner jetzt seit Tagen in jeder freien Stunde die Brucksche Villa beobachtet, um herauszubekommen, ob Veronika dort versteckt sei. Es war vergebende Mühe gewesen, denn man hatte nichts erfahren. Als sie sich schließlich gar keinen Rat mehr wußten, hatten sie sogar das Schmidlinsche Dienstmädchen Marie eingeweiht, und Marie

hatte bei der Bruckschen Haushälterin einen langen Erkundigungsbesuch gemacht. Marie war aus der Nachbarvilla zurückgekehrt und hatte erklärt, sie halte es für ausgeschlossen, daß da jemand versteckt sei; ihr könne man nichts vormachen.

Dann war Heiner etwas anderes eingefallen. Hatte Veronika nicht gesagt, ihr neuer Freund wolle sie in ein Wochenendhäuschen bei seiner Fabrik bringen? Veronikas Berichte waren immer sehr unzuverlässig, aber trotzdem mußte man da mal nachforschen. Die Bruckschen Ziegelwerke lagen in dem Vorort Bärstadt, da mußte also auch das fragliche Wochenendhäuschen zu suchen sein.

An diesem Nachmittag also hatten sich Heiner und Klaus zur Untersuchung dieses Häuschens aufgemacht. Sie waren mit dem Rad bis Bärstadt gefahren — eine rechte Schinderei, denn Bärstadt liegt hoch oben auf einer Anhöhe, und da die beiden es für unter ihrer Würde hielten, ein Rad zu schieben, waren sie den steilen Bärstädter Berg in den Pedalen stehend und im engen Zickzackkurs hinaufgekrochen. Als sie nach dreiviertel Stunden oben ankamen, dampften sie wie junge Gäule, und waren so erledigt, daß sie eine Weile kein Wort reden konnten. Alle Viere von sich gestreckt, hatten sie sich im Gras etwas ausgeruht. Dann waren sie nach den Ziegelwerken gefahren, einem sehr großen und ausgedehnten Betrieb.

Es hatte erst eines halbstündigen Schwätzchens mit dem alten Pförtner Zinsheimer bedurft, ehe sie von ihm erfuhren, wo das Wochenendhäuschen lag. Er hatte ihnen auch erzählt, daß Herr Bruck heute nachmittag weggefahren sei. Sie brauchten also nicht zu fürchten, ihn im Häuschen anzutreffen. Trotzdem pürschten sie sich langsam herauf, man konnte ja nie wissen, vielleicht hatte er Fußangeln und Selbstschüsse gelegt.

Schon von weitem hörten sie aus dem Häuschen lautes Hundegebell. Das diente natürlich nicht gerade zur Ermutigung. Konnte man wissen, ob dieser Herr Bruck Veronika nicht von einem wütenden, auf Menschen dressierten Fleischerhund bewachen ließ? Heiner und Klaus blieben eine Weile außerhalb der Umzäunung stehen und hörten mit gemischten Gefühlen dem wilden Gekläff zu. Endlich rief Heiner ein paar mal vorsichtig Veronikas Namen. Komischerweise hörte daraufhin das Bellen auf.

Die Jungens sahen sich erstauert an. Dann sprangen sie über den Zaun und blickten durch das Fenster in das Häuschen. Es war nichts zu erkennen, denn innen war ein Vorhang zugezogen. Doch plötzlich gab das Fenster nach, die Flügel waren nur angelehnt, Heiner riß mutig die Gardine zur Seite und starrte verwundert in das einzige Zimmer. Drinnen stand mitten auf einem riesigen Teppich Trick, der kleine rauhaarige Dackel, hochbetagt und aus guter Familie.

Tricks Weltanschauung war in den letzten Tagen ziemlich in Unordnung geraten. Er liebte seinen Herrn innigst, und er wußte auch, daß diese Sympathie auf Gegenseitigkeit beruhte. Trick hatte Andreas Bruck bisher auf allen Fahrten begleitet, er war in Ostpreußen und an der Riviera gewesen, in der Schweiz und an der Nordsee, auf sämtlichen Geschäfts- und Vergnügungstouren. Andreas' Zuneigung ging sogar so weit, daß er für Trick in dem roten Kabriolett einen besonderen Sitz hatte einbauen lassen. Nie wäre er in ein Lokal gegangen, wo man dem Hund nicht mit der ihm gebührenden Achtung entgegenkam, nie in ein Kino, wo Tiere keinen Zutritt hatten. Trick war also Rücksicht gewohnt, und er verlangte sie auch.

Was sich nun in den letzten Tagen ereignete, das hatte Tricks Glauben an die Beständigkeit des menschlichen Geschlechts einen harten Stoß gegeben. Andreas war wie verwandelt. Er sprach nicht mehr mit ihm, er war von beleidigender Interesslosigkeit gewesen, als Trick vorgestern auf dem Abendspaziergang einen Igel entdeckt hatte, er half ihm nicht mehr in den Klubessel klettern, dessen Ersteigung für Trick allein so mühevoll war, daß das Vergnügen sie nicht aufwog, er brachte ihm nichts mehr von der bestimmten Thüringischen Mett-

(Fortsetzung Seite 1152)

wurst mit, die Trick so besonders schätzte, und schließlich — das war das Schlimmste — er hatte ihn jetzt schon zweimal allein gelassen. Gestern Abend offensichtlich mit Absicht — und heute schien er ihn regelrecht vergessen zu haben; Trick wußte selbst nicht, was er mehr übel nehmen sollte.

Nein, über das Alleinlassen kam Trick nicht hinweg. Das würde er auch nicht vergessen. Als Andreas den Hund vor Jahren gekauft hatte, hatte der Verkäufer zwar erklärt, es sei ein vorzüglicher Wachhund. Die Wahrheit aber war, daß Trick, sowie er allein blieb, Angst hatte. Furchtbare Angst! Das wurde von Jahr zu Jahr schlimmer. Hätte man ihm wirklich eine Wohnung zur Bewachung übergeben, er würde jeden Einbrecher mit Freude begrüßt haben und hätte erst, wenn der Dieb das Haus verließ, aus lauter Kummer über die neue Einsamkeit zu bellan begonnen.

So war es auch jetzt. Trick hatte den ganzen Nachmittag gebellt, anfangs aus Protest über die schnöde Behandlung, dann, um sich in der gräßlichen Stille etwas Mut zu machen. Jetzt stand er schweifwedelnd und überglücklich im Zimmer, sah zu dem Fenster auf, durch das die beiden Jungensköpfe hineinschauten.

Heiner und Klaus waren mit zwei Sätzen in der kleinen Wohnung. Klaus beschäftigte sich mit dem Hund, und Heiner durchsuchte in wilder Hast das Häuschen. Nirgends eine Spur von Veronika, kein Kleid, kein Mantel, keine Zahnbürste von ihr. War das zu begreifen? Wo hatte dieser Kerl sie nur hingebracht? Und wie dumm mußte er alles angestellt haben, daß man immer noch nichts in der Zeitung las!

Betretten machten die beiden sich wieder auf den Heimweg. Hinter ihnen, im Häuschen, erhob sich aufs neue das wilde, angstvolle Klagegeheul. Tricks, das jetzt ein Ausmaß annahm, wie es der Lieblosigkeit der Menschen entsprach.

*

Andreas hatte das Mittagsblatt von der Kopfzeile bis zur letzten Annonce durchgelesen. Kein Wort von Veronika! Was hatten diese Jungens da nur gemacht? Sechs Tage war sie weg, sechs lange, lange Tage! Und keine Zeitung nahm die Sache zur Notiz.

Er war es jetzt satt. Ob Entführung oder nicht, ob Zeitung oder nicht — er wollte Veronika wieder haben. Länger hielt er es nicht aus.

Leicht gesagt, das Wiederhaben. Wo war sie hingelassen? Andreas hatte hin und her überlegt. Das Einfachste war natürlich, ihren Bruder Heiner zu fragen. Das Einfachste, aber nicht das Angenehmste. Er war derjenige, der sich den Vogel hatte wegschnappen lassen, er kam sich etwas bliamiert vor, sollte er jetzt zu diesem 16jährigen Bengel kommen und ihm sagen: «Hier, ich weiß nicht mehr aus noch ein. Hilf mir schon, daß ich sie wiederfinde.» Nein, unmöglich, wenn er es sich recht überlegte. Ganz ausgeschlossen.

Trotzdem war er eines Mittags an das Gymnasium am Luisenplatz gefahren und hatte sich von dem Sohn eines Bekannten, der dort in die Quarta ging, den Sekundaner Heiner Wenkhaus zeigen lassen. Nur damit man mal wußte, wie er aussah. Auf alle Fälle!

Am nächsten Tag war er wieder an die Schule gefahren, diesmal, um sich ein wenig mit dem Hausmeister Schrader zu unterhalten. Andreas hatte ihm erzählt, daß sein Neffe eventuell hier in die Obersekunda eintreten solle, und daß er deshalb einige Auskünfte über die Klasse haben möchte. Schrader war nicht übermäßig gesprächig. Immerhin erfuhr Andreas im Laufe der Unterhaltung, daß diese Klasse im Wald ein Ferienheim habe, wo die Jungens manchmal das Wochenende verbrachten. Als Andreas dann noch mehr wissen wollte, wurde Schrader, der von Natur schon nicht sehr umgänglich war, plötzlich mißtrauisch und erklärte, daß der Herr seine Auskünfte besser beim Direktor holen möge. Er sei schließlich hier der Hausmeister, erklärte er stolz, als wolle er damit sagen, daß er mindestens über dem Oberschulrat stehe.

Andreas hielt es daraufhin für besser, nicht weiter in ihn zu drängen. Man muß mal abwarten, hatte er sich selbst beschwichtigt. Doch dies untätige Abwarten war gerade das Schlimmste. Nein, es ging auch nicht. Gestern war er bei dem Hausmeister gewesen, heute nachmittag schon ließ er in der Fabrik alles stehen und liegen und fuhr mit dem Wagen hinaus in den Wald, wo das Klassenheim sein mußte. Er war schon eine halbe Stunde unterwegs, da schien es ihm plötzlich, als habe er etwas vergessen. Er dachte krampfhaft nach:

Brieftasche, Führerschein, Taschentuch — alles da. Der Hund doch nicht? Trick? Wahrhaftig, den Hund hatte er vergessen. So was! So kann man runterkommen, auf den Hund, unter den Hund. Skandal, im Grunde! Das arme Vieh! Und es hat solche Angst, wenn man es allein läßt.

Er wunderte sich selbst, daß er nicht einen Augenblick dem Gedanken näher trat, umzudrehen und den Hund noch zu holen. Früher hätte er das gemacht. Jetzt war das Klassenheim wichtiger, zwei alte ausgediente Tramwagen, in denen — vielleicht — Veronika... Na, man würde sehen.

Das rote Kabriolett kletterte jetzt die steile Straße an der Hohen Wurzel empor. An der Stelle, die der Hausmeister Schrader im ersten Teil der Unterhaltung, wo er noch mittelsam war, bezeichnet hatte, ließ Andreas

Dorfbild

Holderduft und warme Stallgerüche
mischen sich mit fatterm Dunst der Küche.
Hauch der Ernte flutet von den Feldern,
fernher grüßt der frische Kranz von Wäldern.

Windeln flattern, munter luft'ge Fahnen,
Blumenbänder rings um die Altanen.
An den Siebeln frühe Äpfel bräunen,
saftig Grünen hinter Gartenzäunen.

Seht, gemalt wie schöne Bauernteller,
Zubelfrei der Farben, lauter, greller:
Malven, Rosen, Dahlien, Kaisertronen,
Flammenblut der hohen Feuerbohnen.

Mumienhafte Alte vor den Türen,
die den Winter in den Knochen spüren.
Bäume, die den stillen Hof umhegen,
schenken noch den Enkeln ihren Segen.

Starrgefurchter Frohsinn auf den Bänken,
grobes weißes Linnen in den Schränken,
Sterben und Gebären gleich ergeben,
was dazwischen: hartes Bauernleben.

J. ZERFASS

den Wagen stehen und ging zu Fuß durch den Wald in die Richtung, wo das Klassenheim liegen mußte. Fast eine halbe Stunde lang lief er im Wald herum, ehe er den Platz fand.

An einer Lichtung, von der man weit ins Land hinaus sah, bis hinunter an den Fluß, wo man die lange Pappelreihe des Martinstaler Hafendamms erkannte, standen die beiden Trambahnwagen. Andreas wartete erst ein Weilchen im Wald, ehe er auf die Lichtung hinaustrat. Ihm war, als höre er dort jemanden sprechen. Er war fast ein wenig benommen. Wenn er sich vorstellte, daß sie jetzt im nächsten Moment da aus dem Wagen kommen würde! Er wußte schon gar nicht mehr recht, wie sie aussah. Er hätte nicht sagen können, wie zum Beispiel ihre Oberlippe war. Sechs Tage war eben eine zu lange Zeit. So lange durfte man sich auch nicht trennen.

Jetzt kam die Stimme näher. Ob sie das wohl...? Es klang eigentlich anders. Da! Aus dem Wagen trat ein kleiner weißblonder Junge in kurzen Hosen. Andreas schätzte ihn auf 14 Jahre. Er schien den Fremden schon von innen gesehen zu haben, denn er rief mit lauter Stimme: «Sie, kommen Sie mal zum Vorschein. Was spionieren Sie da herum, Sie?»

Ernüchtert von diesem kalten Empfang trat Andreas auf die Lichtung hinaus. Die «Amöbe» erwartete ihn

mit mißtrauischen Blicken und fragte, was er hier verloren habe.

Andreas sagte, er sei hier spazieren gegangen, und er habe sich über die originelle und praktische Verwendung der alten Straßenbahnwagen gefreut. Ob er sie sich mal im Innern ansehen könne? Die Amöbe wollte anscheinend die Verantwortung für diese Besichtigung nicht allein übernehmen und rief nach hinten um Beistand.

«Von mir zu dir ist es nicht weiter als von dir zu mir», antwortete es von hinten.

Daraufhin begaben sich Andreas und die Amöbe hinter den zweiten Wagen. Auf einer Bank saß mit hochgezogenen Beinen ein zweiter, lang und mager, Kai Mollenhoff.

«Der Herr da will die Wagen besichtigen», erklärte die Amöbe mit einer wegwerfenden Geste.

Kai Mollenhoff musterte den Fremden ungeniert von Kopf bis Fuß. «Haben Sie eine Zigarette?» fragte er dann mit gleichmütiger Stimme.

Überrascht von dieser merkwürdigen Wendung der Verhandlungen zog Andreas sein Etui und bot jedem eine Zigarette an. Kai setzte sie mit einem eleganten silbernen Feuerzeug in Brand und während er interessiert der ersten Rauchwolke nachblickte, gab er so nebenbei huldvoll die Erlaubnis zur Besichtigung des Etablissements.

Andreas untersuchte die Wagen mit einer Sorgfalt, die einem Detektiv Ehre gemacht hätte. Daß Veronika selbst nicht da war, sah er natürlich sofort. Aber vielleicht gab es irgend eine Spur von ihr, ein Kleid, einen Mantel, ein paar Schuhe, vielleicht war sie gerade gegangen, und die Jungens wollten es nicht sagen. Aber trotz allem Herumstöbern war nichts aufzutreiben. Die Amöbe, die wie ein Hund neben ihm herlief, wurde immer mißtrauischer.

«Sie wollen mir doch nicht erzählen, daß Sie aus bloßem Zufall hier herumkramen», sagte sie feindselig.

Andreas beruhigte den Kleinen. Nein, es sei gar nichts Besonderes. Außerdem habe er jetzt genug und wolle wieder zurückfahren.

Bei dem Wort «fahren» horchte die Amöbe auf. «Womit wollen Sie fahren?» fragte sie interessiert.

«Mit meinem Wagen», antwortete Andreas. «Der steht hinten an der Chaussee.»

«Ach!» Die Amöbe dachte nach. Sie war mit Kai gleich nach dem Mittagessen zum Klassenheim aufgebrochen, heute war der aufgabenfreie Nachmittag; sie waren zwei Stunden zu Fuß marschiert und hatten nun noch zwei Stunden Heimweg vor sich. Die Amöbe fühlte sich plötzlich sehr müde.

«Wieviel Sitze hat Ihr Wagen?» erkundigte sie sich mit liebenswürdigem Stimm.

«Vier», erklärte Andreas. «Ich nehme an, Ihr wollt mitfahren. Also ich euch. Ich will nach Haus.»

Kai nahm die Nachricht von der Rückfahrt im Auto auf, als sei das die selbstverständlichste Sache von der Welt. «Ich hoffe, Sie können mir eine Autobrille geben», meinte er nur. «Meine Augen sind empfindlich gegen Zugluft.»

Die Heimfahrt verging in munterem Geplauder zwischen Andreas und der

Amöbe, die vorn neben dem Führersitz saß. Die Amöbe war mit diesem Besuch jetzt sehr ausgesöhnt. Erst als der Autobesitzer anfang, sich nach Heiner Wenkhaus und dann auch nach dessen Schwester zu erkundigen, wurde die Amöbe stutzig. Warum wollte der wissen, wann er Veronika zuletzt gesehen hatte? Ob der etwa von der Polizei war?

«Wer sind Sie eigentlich?» fragte die Amöbe jetzt gerade heraus.

«Bruck», sagte lakonisch der Mann am Steuer.

Die Amöbe bekam fast einen Schlag. «Andreas Bruck, Ziegelwerke?» stieß sie hastig hervor.

Andreas nickte nur. Eben war der Wagen in die erste belebte Straße der Stadt eingebogen. Man mußte aufpassen.

«Lassen Sie mich sofort aussteigen!» verlangte die Amöbe mit befehlshaberischer Stimme.

Mit einem harten Ruck ließ Andreas den Wagen halten. Die Amöbe kletterte heraus. «Das ist Herr Andreas Bruck!» rief sie aufgeregt in den Fond, wo Kai mit lässig übergeschlagenen Beinen in der Ecke lehnte. «Steig sofort aus!»

Kai schob die Autobrille aus den Augen und sah blinzelnd hinaus. «Ich bin hier noch nicht zu Hause, scheint's mir. Bitte Kapellenstraße 43!»

(Fortsetzung Seite 1154)

«Raus!» brüllte Andreas und stieß den Schlag auf. Jetzt war er auch ärgerlich. Schließlich war er nicht der Chauffeur von diesen Lausbuben. Kai stieg mit übertriebener Langsamkeit aus; beleidigt als er konnte man schon nicht mehr aussehen.

Lausbuben, dachte Andreas, als er den Wagen wieder anfahren ließ. Von denen lasse ich mir auf der Nase herumtanzen. All das, weil ich wissen will, wie eigentlich ihre Oberlippe aussieht.

Der Tag fing so gut an. Niemand hätte vermutet, daß er so furchtbar enden würde.

In der Frühe war ein merkwürdiger Besuch im Häuschen erschienen: Herr Klopp. Er hatte Veronika aufgeregt stotternd erzählt, er habe hier in der Nähe Kirschen gepflückt, und weil er gerade an ihrem Häuschen vorbeigekommen sei, habe er gedacht, das Fräulein Veronika werde sich über ein Körbchen schöner, dunkelroter Herzkirschen vielleicht freuen, und darum, na also, da sei der Korb, vielleicht könne ihn Veronika gleich ausleeren, weil er ihn wieder mitnehmen wolle.

Mit Herrn Klopp mußte Veronika nicht viel anzufangen. Mit den Kirschen jedoch umso mehr, und so bedankte sie sich sehr herzlich, was Herr Klopp mit verlegenen Kratzfüßen entgegennahm. Die Unterhaltung wollte nicht recht in Fluß kommen. Veronika hatte auch nichts, was sie ihm hätte anbieten können, und damit fiel das erprobteste Mittel weg, mit dem man eine lahme Besuchskongversation anzukurbeln pflegt. Nach einigen gesuchten Bemerkungen über das Wetter, dessen baldiges Umschlagen Herr Klopp voraussagte, und über die Kirschen, von denen er in holprigen Sätzen erklärte, daß sie für ein so schönes «Frollein» gerade gut genug seien, gab es eine lange Gesprächspause. Dann kündigte Herr Klopp noch zu wiederholten Malen an, daß er jetzt gehen müsse, ohne jedoch seine Drohung in die Tat umzusetzen. Anknüpfend an die Kirschen erzählte er dann noch eine umständliche und pointelose Geschichte aus seiner Jugend, die er als Kammerdiener im Hause eines Freiherrn von Solemacher verbracht hatte; Herr Klopp nannte ihn nur Exzellenz, und er sprach das Wort stets langsam und geußvoll aus, wobei er es in zwei Teile auseinanderbrach: Ex - zellenz, mit einer kleinen Achtungspause nach der ersten Silbe.

Veronika lachte zur Unzeit, nämlich als Herr Klopp gerade groß Atem holte, die Anekdote jedoch noch nicht auf dem Höhepunkt angelangt war. Das brachte Herrn Klopp begrifflicher Weise aufs neue in Verwirrung und er fand nur mit Mühe das Ende der Geschichte,

die schließlich in einen zerhusteten Lachanfall des Erzählers selbst ausging, während Veronika, ängstlich geworden durch ihre falsch plazierte Heiterkeit, nur ein mäßig bewegtes Gelächter beisteuerte.

Doch dann war wirklich nichts mehr zu sagen. Und da Herr Klopp wiederum versicherte, daß er jetzt gehen müsse, sah sich Veronika gezwungen, aufzustehen und zu erklären, daß sie Herrn Klopps Zeit nicht länger in Anspruch nehmen wolle. Herr Klopp drückte unnötig lange Veronikas Hand und versuchte sogar, einen Handkuß zu landen, ein Vorhaben, das ihm selbst ebenso unerwartet kam wie Veronika und sie deshalb beide gleichermaßen verwirrte.

Er war kaum zur Gartentür hinaus, als er schon wieder, wie von einer Schlange gebissen, hereinstürzte. Draußen vor dem Häuschen hatte er Malchen Rüb spazieren gehen sehen. Sein eiliger Rückzug hatte nichts genützt, auch Malchen Rüb hatte ihn gesehen. Sie kam rasch an dem Türchen vorbei und rief mit lauter Stimme: «Grüß Gott, Herr Klopp», wobei sie heimtückisch liebenswürdig lächelte.

Herr Klopp gab daraufhin das Versteckspiel auf und trat frank und frei aus dem Garten. Schließlich konnte er machen, was er wollte, dachte er. — Es sollte sich noch erweisen, daß er sich in diesem Punkt irrte, und er hatte selbst schon ein etwas unsicheres Gefühl, als er jetzt den leeren Korb aufnahm und nach Hause tapste. Als Herr Klopp endgültig weg war, fing Veronika an, von den Kirschen zu essen. Sie waren wirklich wunderbar, Veronika aß hintereinander fast den halben Korb leer. Die zweite Hälfte wollte sie zum Nachmittag aufheben.

Dann beschloß sie, ihr Kleid zu waschen. Sie hatte zwei Kleider mit, ein hellblaues aus Leinen, das sie bisher immer getragen hatte, und das sie jetzt zum Waschen einfeuchtete. Das andere war eine Kategorie feiner, aus schwarz-weiß gestreiftem Foulard, das sie, seit sie in Martinstal war, noch nie angehabt hatte, das sie aber jetzt, solange das Blaue in der Wäsche war, tragen würde, zumal sie heute nachmittag wieder bei Frau Klopp groß einkaufen gehen wollte. Der Edi würde dann auch da sein und noch ein paar andere aus dem «Winzergustel»-Ensemble; man wollte einiges für die erste Probe besprechen, die heute abend stattfinden sollte. Mit dem schwarz-weißen Foulardkleid würde sie ihnen sicher aufs Auge schlagen. Ein Jammer, daß sie den neuen Pelz nie anziehen konnte, es war ja wohl schon nicht mehr die Jahreszeit dafür, aber immerhin, abends war es manchmal doch ganz frisch, und außerdem war es ein Uebergangspelz, hatte der Max gesagt. Veronika hatte schon paarmal mit dem Gedanken

gespielt, in dem Pelz auszugehen, aber dann steckte sie es doch wieder auf, Andreas hatte es ausdrücklich nicht gewünscht, und es war wirklich zu auffallend. Bis zum Gartentor war sie einmal damit gegangen, aber das machte doch keinen Spaß, wenn einen niemand darin sah.

Jedesmal, wenn Veronika an dem Kirschenkorb vorbeiging, nahm sie sich eine Handvoll heraus, jedesmal sollte es die letzte sein. Nach etwa dreiviertel Stunden war es wirklich die letzte, denn der Korb war leer; Veronika merkte es nicht nur an dem Korb, sondern auch an ihrem Magen. Sie war jetzt so satt, daß sie nichts mehr zu Mittag essen konnte. Das war insofern unangenehm, als man sich mit dem Essen kochen so schön die Zeit vertrieb.

Da das Mittagmahl mit allem Drum und Dran also wegfiel, beschloß Veronika, über Mittag ein wenig hinunter ans Wasser zu gehen. Unten am Hafen konnte man Boote mieten und rudern, das war jetzt in der Mittagssonne sicher sehr hübsch.

Der Hafen lag still und verlassen. Fast die ganze linke Hälfte war bedeckt mit großen Holzfloßen, die rechte Seite war belebter, da lagen ein paar Kähne, Segel- und Motorboote und zwei Badeanstalten, außerdem gab es da mitten auf dem Wasser ein sehr niedliches schwimmendes Holzhäuschen, das freundlich zum Ufer hinüberwinkte. Die Badeanstalten waren schon offen, aber nur ein paar abgehärtete und vorwitzige Jungens, die den Sommer nicht erwarten konnten, lagen da auf den rissigen, grauen Holzplanken in der Sonne. Nur selten ging einer ins Wasser. Es war noch recht kalt.

Es gab etwa ein Dutzend Bootsverleiher, die alle Karl Schröder oder Wilhelm Steinheimer hießen. Um Verwirrungen, die diese Eintönigkeit der Namen hervorrufen mußte, vorzubeugen, hatten sie sich mit römischen Ziffern numeriert. Veronika entschied sich für Wilhelm Steinheimer VI. Sie war zwar nicht abergläubisch, aber 6 war eine Glückszahl, weil sie durch 3 teilbar war.

Mit dem Boot «Lohengrin» strebte Veronika in den Hafen hinaus. Die Seite mit den Floßen schien langweilig. Interessanter war sicher die Seite mit den Booten und Badeanstalten. Dorthin wollte sie zuerst rudern. Nachher würde sie noch die Mündung besichtigen, die Stelle, wo der Hafen in den Fluß einlief.

Als sie etwa in der Höhe war, wo das schwimmende Häuschen lag, mußte sie anhalten. Plötzlich war das ganze Boot von grünen Wasserpflanzen und Tang umgeben, in denen sich das eine Ruder verfangen hatte. Während Veronika sich mühte, das Ruder von der Umschlingung zu befreien, entdeckte sie etwas Merkwürdiges.



Hautmüdigkeit bedroht eine Liebe.....

aber ein guter Rat rettet sie!



LUX TOILETTE-SEIFE beseitigt Hautmüdigkeit, jenes durch die Einflüsse von Witterung und Beruf bedingte Schlafwerden der Haut. Der milde LUX-Schaum reinigt und belebt den Teint und erhält ihn jugendlich-frisch. Erst warm mit Seife waschen, dann kalt spülen.

50 CTS.



LUX TOILETTE-SEIFE

Am Rande des Ortes befand sich auf einem alten, ausgedienten Fabrikstein ein Storchennest. Veronika hatte so etwas noch nie gesehen, und die Entdeckung an sich hätte schon genügt, sie für eine Weile zu beschäftigen. Doch sie hatte das Storchennest zu einer ungewöhnlichen Stunde wahrgenommen, gerade nämlich, als es von seinen Besitzern heftig gegen einen Feind verteidigt werden mußte. Die Störche waren schon einige Wochen da, hatten das Nest in Ordnung gebracht und mit Brüten begonnen. Heute nun war ein fremdes Storchpaar angekommen, das anscheinend noch kein Nest gefunden hatte und nun einfach mit nackter Gewalt zu einem Domizil kommen wollte. Solche Ueberfälle kamen öfters vor, und der rechtmäßig anerkannte Adebar hatte schon eine förmliche Verteidigungstaktik entwickelt. Es galt, das Nest auf keinen Fall zu verlassen, dagegen den Eindringling dazu zu bringen, möglichst dicht über dem Nest herzufliegen und ihm dann plötzlich von unten her mit dem langen spitzen Schnabel eins zu versetzen. Der Kampf war so aufregend, daß Veronika sich in dem Boot erhob, obwohl ihr Frau Wilhelm Steinheimer VI. das Aufstehen ausdrücklich untersagt hatte. Aber Veronika vergaß alle guten Ratschläge, sie stand aufrecht in dem Kahn «Lohengrin» und startete mit offenem Munde nach dem Storchennest, wo gerade der Eindringling von dem Storchpapa unter wütendem Zischen eine kräftige Abfuhr bekam, was die Storchmama, die unangefochten von den Ereignissen ruhig weiter brütete, mit einem triumphierenden Klappern begleitete. Doch plötzlich entdeckte Veronika etwas, was wahrscheinlich sehr bald die Situation zuungunsten des legitimen Storchpaares verändern würde: Ganz hoch oben schwebten als zwei winzige, langsam kreisende Punkte noch zwei weitere Störche, über deren verwerfliche Absichten man wohl auch kaum im Zweifel sein konnte. Die beiden Punkte waren direkt über Veronikas Standort, und sie mußte den Kopf weit zurück in den Nacken legen, als sie sie jetzt beobachtete.

In diesem Augenblick geschah das Furchtbare. Es gab einen Donnerschlag, daß man hätte glauben können, der jüngste Tag sei angebrochen. Veronika fuhr erschrocken zusammen, tapste einen Schritt zurück und stieß heftig an die Ruderbank. Dadurch verlor der schwankende «Lohengrin» völlig die Balance, er schaukelte heftig hin und her, Veronika wollte sich setzen, doch da war es schon zu spät, es ging unheimlich schnell, ehe Veronika noch schreien konnte, stürzte sie schon kopfüber über den Bootsrand.

Was war geschehen? Es ist nötig, hier kurz von der Hebamme Frau Lichtweiß zu sprechen. Es gab in Martinstal verschiedene «weise Frauen», aber keine von

ihnen erfreute sich solch uneingeschränkter Beliebtheit wie Frau Lichtweiß, die sich rühmen konnte, gut der Hälfte aller Martinstaler Bürger ans Licht der Welt verholten zu haben. Sie war zu unserer Zeit schon alt, ein zierliches, gebeugtes, weißhaariges Dämchen, das in einem kleinen Haus am Rande des Hafens lebte, inmitten eines hübschen, gepflegten Gartens, der gerade gegenüber der Stelle lag, an der wir Veronika eben verlassen haben. In diesem Garten nun standen einige Kirschbäume, die jetzt zur Kirschenzeit dauernd von zahllosen Spatzen bevölkert wurden, sehr zum Aerger der Hebamme Frau Lichtweiß, die mit den Spatzen den ganzen Sommer über in Kriegszustand lebte. Da es in der Bibel heißt, daß ohne den Willen des Herrn kein Sperling vom Dach fällt, so muß es gesagt sein, daß Frau Lichtweiß sich schon oft zur Vollstreckerin des göttlichen Willens aufgeworfen hatte. Mindestens vierzig bis fünfzig Spatzen hatte sie in diesem Frühjahr schon vom Dach, oder genauer vom Kirschbaum fallen lassen, und zwar mit Hilfe einer Waffe, die sich durchaus nicht mit ihrem grazios-matronenhaften Äußeren und ihrem humanitären Berufe vertrug: mit einem Schießgewehr. Frau Lichtweiß hatte auf dem pommerschen Gut, dem sie entstammte, schon als kleines Mädchen schießen gelernt, und sie wäre noch jetzt trotz ihrer fünfzig Jahre am liebsten mit auf die Jagd gezogen. Ein kleiner Ersatz war das Spatzenschießen. In jedem Frühjahr stand sie zur Kirschenzeit im Garten und knallte die Spatzen ab; die Martinstaler waren längst an die Böllerei gewöhnt. In diesem Jahr nun war es besonders schlimm. Frau Lichtweiß hatte von einem greisen Veteranen, dessen Enkelin sie kürzlich über eine besonders schwere Geburt hinweggeholfen hatte, einen alten Vorderlader geerbt. Er war umständlich zu handhaben und beim Abschuß gab es einen Rückschlag, daß man beinahe umgeschleudert wurde, aber der donnerähnliche Knall, den es gab, kam der kriegerischen Gesinnung der zu Unrecht so zerbrechlich aussehenden alten Dame sehr entgegen, so daß sie neuerdings stets mit dem alten Vorderlader und dem Ladestock in den Garten zog. Heute mittag hatten es die Spatzen wieder besonders toll getrieben. Frau Lichtweiß war erobert in den Garten gestürzt und sah jetzt, das wild rauchende Schießgewehr noch in der Hand, mit großer Befriedigung fünf oder sechs kleine dunkle Federbüchsen aus dem Kirschbaum zu Boden stürzen. Doch nicht nur die Spatzen waren bei dieser Explosion zu Fall gekommen — und es wird Zeit, daß wir uns wieder nach Veronika umschauen, die wir soeben zwischen den grünen Tangpflanzen im Wasser haben verschwinden sehen.

Unnötig zu sagen, daß Veronika, sobald sie wieder

zum Vorschein kam, grell zu schreien anfing. «Hilfe, Hilfe, ich ertrinke, ich gehe unter!» gellte es schrill über den mittäglich-stillen Hafen. Doch mitten in dem Wort «Hilfe» bemerkte Veronika etwas Sonderbares: sie ging gar nicht unter, sie stand. Sie war zwar bis zur Brust im Wasser, der Boden war etwas glitschig und nachgiebig, aber von Untergehen konnte keine Rede sein. «Bleiben Sie ruhig stehen, ich hole Sie raus», sagte auf einmal hinter ihr eine Stimme. Ein Boot hielt neben ihr, in dem eine rundliche, weißhaarige, aber noch jugendliche Dame saß. Es war die Besitzerin des schwimmenden Häuschens, die Veronikas Mißgeschick als erste bemerkt hatte und mit ihrem kleinen Nachen zu Hilfe kam.

Ein paar Minuten später saß Veronika schlotternd im Boot. Der «Lohengrin» wurde ins Schlepptau genommen, dann steuerte man auf das Häuschen zu. Die weißhaarige Dame, eine Kinderärztin aus der Stadt, gab ihr einen Badeanzug und einen dicken Bademantel, in dem sich Veronika auf die Terrasse vor dem Häuschen in die Sonne setzte, um zu trocknen. Natürlich war das schwarz-weiße Foulardkleid völlig hin. Hätte sie nur das blaue Waschkleid anbehalten!

Die Kinderärztin war sehr munter und lustig. Sie wollte Veronika bewirten, doch es ergab sich, daß sie auf der Insel nur Schokolade, vertrockneten Pumpernickel, ein paar Kola-Pastillen und Wein hatte. Nach dem dritten Glas sah Veronika die Welt schon etwas freundlicher an und selbst das schwarz-weiße Foulard, das zu einem winzigen Fähnchen zusammengeschrumpft auf der Leine hing, konnte die Stimmung nicht mehr trüben. Die Kinderärztin hatte noch eine kleine Nichte mit, ein zehnjähriges Mädchen, das gerade schwimmen lernte. Die beiden schwammen einige Male rund um das Häuschen herum. «Ich bin das Begleitboot», erklärte die Kinderärztin in witziger Selbstironie, indem sie auf ihre umfängliche Statur anspielte.

Gegen drei Uhr brach man auf. Das Foulardkleid war noch pitschnaß. Veronika durfte den Bademantel anbehalten, und dann wollte die Kinderärztin sie mit ihrem Auto, das am Ufer wartete, zu dem Häuschen fahren. Schon vorher war Herr Wilhelm Steinheimer VI. dagewesen und hatte den «Lohengrin» abgeholt. Etwas taumelnd von dem ungewohnt vielen Wein, aber entsprechend guter Laune kletterte Veronika am Ufer in den Wagen und ließ sich nach Hause bringen; den Bademantel wollte sie morgen zurückgeben. Dann, nachdem sie sich überschwänglich und wortreich bedankt hatte und das Auto der Ärztin in einer dicken Staubwolke abgefahren war, stand Veronika plötzlich allein und ein wenig benommen in ihrer kleinen Wohnung.

(Fortsetzung folgt)

SCHMERZFREI!
DURCH **Pyramidon**
BAYER
TABLETTEN

Bildung
ein wertbeständiges Kapital
für Sohn und Tochter

„Institut auf dem Rosenberg“
bei **St. Gallen**
Voralpine Internatsschule für Knaben. Alle Schulstufen bis Matura und Handelsdiplom. Maturitätsprivileg. Einziges Schweizer Institut mit staatl. Sprachkursen. Individuelle Erziehung in einer Schulgemeinschaft, bei der Direktion, Lehrer und Schüler freundschaftlich verbunden sind. Schulprogramm durch die Direktion.

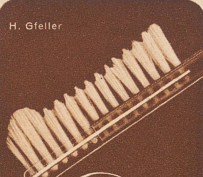
Knabeninstitut Alpina
Champéry (Franz. Schweiz)
Rasche Erlernung der französischen Sprache + Vor-, Real- und Handelsschule + Sport und Körperkultur.
Unter offizieller Aufsicht des Erziehungsdepartements des Kt. Wallis

Vorbereit. **Staats-Stellen**
in 3 Monaten (französisch od. italienisch inbegriffen.) Handelsdiplom
in 6 Monaten. Französisch, Englisch oder Italienisch garantiert in 2 Monaten. **Ecole Tamé, Baden 31 oder Neuchâtel 31**

Französisch
in 3 Monaten. Sprachdiplom. Erstkl. Referenzen. Praktische **Handelschule „Rapid“**, Lausanne, Chauderon 26, Tel. 27-016. Programm kostenlos.


Möbel Pfister
das Haus der guten Qualität

H. Gfeller



Diese
Metallplatte

finden Sie nur bei den Schweizer Marken-Zahnbürsten IMPLATA. Jedes einzelne Borstenbündel ist darin so solid verankert, daß es auch beim Reinigen mit heißem Wasser nicht ausfallen kann. — Verlangen Sie für eine wirksame, hygienische Zahnpflege ausdrücklich eine



IMPLATA
Zahnbürste mit Metallplatte




So rasch, so einfach
wird ein vorzüglicher Kaffee zubereitet. Ein wenig Nescafé, heisses Wasser und Ihr Kaffee ist fertig. Augenblicklich haben Sie also eine Tasse Kaffee von feinstem Aroma.

Ein Nestlé-Produkt

NESCAFÉ
EXTRAKT AUS REINEM KAFFEE

Der Blitz-Kaffee ohne Kanne